

LA REVOLUCIÓN MARCHA BIEN

VON H. W. VALERIAN

Muere Fidel Castro a los 90 años

El País 27 Noviembre 2016

Western leaders' cowardly refusal to condemn Fidel
Castro brings shame upon our democracies

Daily Telegraph 28 Nov 2016

ALS WIR IN HOLGUÍN LANDETEN, fehlte mein Koffer. Wir waren mit einer deutschen Chartergesellschaft geflogen, die Maschine stand noch draußen auf dem Vorfeld, aber sie wirkte wie der glänzende Sendbote einer anderen Welt. Das Flughafengebäude signalisierte schon auf den ersten Blick, wo wir uns befanden: Ostblock. Ebenso das lieblose Innere der Halle, das altertümliche Förderband fürs Gepäck.

Auf welchem mein Koffer nicht erschien, einfach nicht auftauchen wollte.

Ich befürchtete das Schlimmste. Denn nicht nur befanden wir uns in der Karibik: kommunistisch noch dazu! Ich hörte bereits jene Antworten, welche wir in einer ähnlichen Lage einst in Leningrad zu hören bekamen, mit unbewegtem Gesichtsausdruck, ohne die geringste Gemütsregung: Geschlossen. Nichts zu machen. *Njet*. Daran prallte jede Bemühung, jede Überredung und jedes Flehen ab. Selbst von gut gekleideten jungen Frauen aus dem Westen.

Trotzdem. Man musste was tun. Ich wandte mich an einen Mann mittleren Alters und kratzte mein spärliches Spanisch zusammen.

„Mi maleta.“

Nicht angekommen. Mit dem Flugzeug da draußen.

Er schien zu verstehen, die Sache allerdings nicht sehr ernst zu nehmen.

(Ich schon, denn wenn der Koffer nicht auftauchte – was dann? Wenn's hier zugging wie in der Sowjetunion, konnte ich mir nicht einmal das Allernötigste besorgen: Zahnbürste, Seife.)

Der Mann verschwand. Aber dann beobachteten wir, wie ein militärisch grau-grün lackierter Lada zum Flugzeug hinaus fuhr, die Ladeklappe wurde nochmals geöffnet, jemand stieg in den Frachtraum, und siehe da – mein Koffer tauchte auf, wurde herunter gereicht in das Fahrzeug.

Wir staunten.

Der Bus, welcher uns ins Hotel bringen sollte, wartete schon. Wir hatten bereits Platz genommen, er war schon losgefahren, da begriff ich erst, warum er mir so bekannt vorkam: Es handelte sich um einen alten Greyhound-Bus, genau jene Bauart, mit welcher wir einst, Ende der siebziger Jahre, quer durch Amerika gereist waren! Bloß musste dieser hier aus Kanada stammen, denn an der Stirnseite stand über der Windschutzscheibe noch die letzte Destination: Toronto.

Auch unser Hotel schaute eindeutig nach Ostblock aus, unverkennbar der sowjetische Stil. Wir befanden uns in einem Ort namens Guardalavacca, an der nordöstlichen Küste von Kuba. Wir bezogen unsere Zimmer. Inzwischen war's Abend geworden.

„Gehst du zur Rezeption fragen, ob wir noch eine Decke haben können?“, bat mich Laura.

„He – du weißt schon, wo wir sind?“

„Aber fragen kannst du doch, oder?“

Natürlich. Fragen kann man immer. Zähneknirschend machte ich mich auf den Weg. Ich wusste ja bereits, was mich erwartete: *Njet*. Hier würd's eben heißen: *No hay*.

Das Mädchen an der Rezeption lachte mich freundlich an, als ich auftauchte. Das war immerhin schon ein Unterschied zu Leningrad oder Moskau.

„Englisch oder Spanisch?“

„Was Sie vorziehen.“

„Okay – Englisch. Könnten wir noch eine Decke haben, bitte? Oder vielleicht zwei?“

„Ihre Zimmernummer?“

So einfach soll das gehen? Ich bedankte mich – ihr Charme war ja unwiderstehlich – und machte mich davon.

„Decken kommen“, meldete ich Laura. „Sagen sie zumindest.“

Nach einer Viertel Stunde klopfte es an der Tür.

Am nächsten Vormittag ging ich nicht mit den anderen zum Strand, sondern blieb auf dem Balkon unseres Zimmers. Ich musste ein Buch lesen, welches ich in der Folge zu besprechen hatte. Dazu fertigte ich Notizen an, und das ging hier leichter als drunten im Sand.

Irgendwann im Laufe des Vormittags machten sich schüchtern zwei dunkelhäutige Mädchen in weißen Schürzen bemerkbar. Ob sie wohl unser Zimmer machen könnten?

Natürlich, ja!

Ich beugte mich wieder über meine Lektüre und vergaß, was hinter mir im Zimmer vor sich ging. Bis ich merkte, dass die beiden kicherten.

Ich drehte mich um. Sie hatten nicht nur unsere Betten gemacht. Sie hatten auch frische Badetücher gebracht, diese geschickt zu Schwänen gefaltet und auf den Betten platziert. Dem einen hatten sie meinen zerkrantschten Strohhut aufgesetzt.

Am Strand mischten sich westliche Touristen mit Einheimischen. Wir gingen aus der Hotelanlage mit ihrem Swimming Pool und ihren Bars ein paar Stufen hinunter ans Meer. Im Sand standen alte Bäume, folglich gab's Schatten genug, Sonnenschirme brauchte es keine. Wir breiteten unsere Badetücher aus, wobei allerdings die Wurzeln besagter Bäume Umsicht erforderten. Übermäßig bequem war's nicht. Draußen im prallen Sonnenlicht leuchtete das Meer türkisgrün. Es war nicht sonderlich tief, sodass sich das Wasser aufheizte, ein bisschen zu sehr, nicht gerade angenehm.

An diesem Strand mischten sich also Touristen und Einheimische. Zugangsbeschränkungen schien's keine zu geben (auch so was undenkbar in der ehemaligen Sowjetunion). Aber der Kontakt – nun, der beschränkte sich zunächst auf ein leises, vorsichtiges „Pss–pss“.

Man hob unwillkürlich den Kopf, sei's vom Buch, welches da gerade gelesen wurde, sei's aus wohligem Dösen in der karibischen Hitze.

„You my frie-end?“

Worauf sofort und unweigerlich der eigentliche Zweck des Unternehmens ans Tageslicht kam.

„Dollares?“

Soeben – nur zwei, drei Wochen vor unserem Urlaub – hatte die kubanische Regierung den Besitz amerikanischer Dollars erlaubt, für alle Bürger. Der Grund war offensichtlich, wurde auch gar nicht verheimlicht: Devisen. Auslandskubaner würden, so die Hoffnung, massenweise Dollars nach Hause schicken.

Eine desperate Maßnahme für ein kommunistisches Regime, zumindest gemessen am großen Vorbild auf der anderen Seite des Globus. Allerdings befand sich Kuba damals auch in einer desperaten Lage, denn das große Vorbild gab's gar nicht mehr. Die Sowjetunion hatte sich verhältnismäßig sang- und klanglos aufgelöst, vor genau zwei Jahren. Ihr einst so gefürchtetes Regime, allem Anschein nach einbetoniert für alle Ewigkeit, hatte sich in Nichts aufgelöst. Verpufft.

Aber damit zerriss auch jenes Netz von Wirtschaftsbeziehungen, welches die Sowjetunion in ihrem Herrschaftsbereich geknüpft hatte. Kuba hatte dabei zwei Rollen zu spielen: den Zuckerlieferanten sowie den Außenposten an der Schwelle Amerikas, in der westlichen Hemisphäre. Der Zucker wurde weit über dem internationalen Marktwert abgenommen, dafür bekam das Land alles, was es brauchte, billig geliefert. Einheimische Produktion war praktisch nicht vorgesehen in dieser Rollenaufteilung.

So stand Kuba nun beinahe nackt dar. Die Zuckerernte konnte natürlich am Weltmarkt verkauft werden, aber sie brachte nicht genug ein, bei weitem nicht. Zu allem anderen kam noch das Embargo durch die USA, nach wie vor, seit der Machtergreifung durch Fidel Castro und seine bärtigen Revolutionäre. Das größte Loch tat sich beim Öl auf, bei der Energieversorgung. Kuba befand sich in einer Notlage, im Ausnahmezustand, wie das die offizielle Sprachregelung des Regimes suggerierte. Das sprach von *el período especial*, der Sonderperiode, mit dem Zusatz *en el tiempo de paz*, mitten im Frieden.

Daher also die Dollarbeschaffungspolitik. Die Bettelei nahm Ausmaße an, welche selbst einem wohlgezogenen Besucher ganz gehörig die Nerven strapazierten.

„You my frie-end?“

„No“, begann ich schon bald diese plumpen Annäherungsversuche abzuschmettern, möglichst fest und abweisend, mit finsterer Miene. Manchmal half's, manchmal nicht. Dann blieb nichts anderes übrig als sich gegen unbeirrt bohrendes Bitten mittels eines unbewegt wiederholten *¡No!* zu panzern.

(Dabei quälte mich selbstverständlich stets ein kleiner Rest schlechten Gewissens, das klassische Schuldgefühl des westlichen links-liberalen Intellektuellen, welches schon damals verspottet wurde, gewiss nicht ganz zu Unrecht. Andererseits hab' ich halt doch lieber so ein komisches schlechtes Gewissen als überhaupt keines.)

Das Essen wurde in einem großen Saal im Erdgeschoß des Hotels serviert. Seine sowjetischen Verwandtschaft konnte der ebenso wenig verleugnen wie der Rest des Gebäudes: modern, gewiss, mit Stahl, Glas und Beton, aber ohne jegliche Eleganz und immer ein bisschen schäbig. Das Essen selbst kam sehr einfach daher, nach ein paar Tagen stellten wir fest: eintönig. Da gab's offensichtlich nicht viel, was zubereitet werden konnte. Hier war der Sozialismus Küchenmeister, witzelte ich. Die kubanischen Köche hätten allerdings hinzugefügt: und die amerikanische Blockade.

Trotzdem hörten wir in dem großen Speisesaal keine Beschwerden, keine harschen Worte. Nicht einmal von den deutschen Gästen. Warum? Nun, zum einen lag's gewiss am Servierpersonal. Mädchen in schwarzen Röcken und weißen Schürzen, graziös, mit unvergleichlichem Charme, immer bereit zu lachen. Sie hatten einschlägige Ausbildung genossen, das sah man deutlich, aber sicher waren sie sich noch lange nicht. Wer hätte da grantig sein können?

Zum anderen bemühten sich die Köche so offenkundig, das Beste aus jenen dürftigen Lebensmitteln zu machen, welche ihnen zur Verfügung standen; Variationen, wo's nur irgendwie ging, da eine lustige Verzierung, dort eine improvisierte Abwechslung – auch da wär's schwer gefallen, kleintlichen Unmut zu äußern, westlich-verwöhnte Ansprüche.

Nach dem Frühstück, so beobachtete ich, versammelte sich das Personal in Nebenräumen, in größeren oder kleineren Gruppen. Aha, dachte ich, politische Belehrung und Unterweisung. Schließlich verkehrten sie ja tagaus, tagein mit kapitalistischen Ausländern. Später sollte ich jedoch erfahren, dass ich mich getäuscht hatte. Englisch stand auf dem Dienstplan. Da galt's wohl viel nachzuholen nach dreißig Jahren Russisch, und das noch dazu in

kurzer Zeit. Denn der Tourismus bot natürlich auch einen Hoffnungs-schimmer im *período especial*.

An der Rezeption ergatterte ich ein Exemplar der *Granma*. So nannte sich die Tageszeitung – soweit ich feststellen konnte, die einzige, das offizielle Organ der kommunistischen Partei. Der seltsame Name leitete sich von jener Motorjacht her, mittels welcher Fidel Castro, Ernesto Guevara und andere kampfeswillige junge Männer im November 1956 von Mexiko auf die Insel gelangt waren, um gegen die Herrschaft des Diktators Fulgencio Batista zu kämpfen. Das Boot wurde zur nationalen Ikone (zu bewundern im Museum der Revolution in Havanna).

Trotz alledem bot sich das Blatt äußerst dürftig dar: nicht mehr als ein Bogen mittleren Formats – kleiner als eine normale Zeitung bei uns, ein bisschen größer als ein Kleinformat –, also nicht mehr als vier eng bedruckte Seiten auf billigem Papier. Auch dies eine Folge des *período especial*, wie ich annahm. Fidel Castro, so erfuhr ich zu meiner Überraschung, galt als *máximo líder*, der oberste Führer. Eigentümlicher Titel für einen Kommunisten.

In der Anlage kamen wir mit einem der Arbeiter ins Gespräch. Wie's dazu kam und wer aus unserer kleinen Gruppe damit begann, daran kann ich mich nicht erinnern. Jedenfalls zeichnete sich dieser Mann dadurch aus, dass er nicht bettelte. Da waren wir inzwischen allergisch geworden.

Auch er schien völlig unbefangen mit uns zu reden. Er habe ein kleines Häuschen, erzählte er, verheiratet, eine Tochter; die ging das zweite Jahr in die Schule. Ein Stückchen Feld, eine Ziege. Wenn wir wollten, dann könnten wir gerne kommen. Wir sind eingeladen.

Klar, ja!

Aber bis dahin vergingen noch ein paar Tage. Davor hatten wir unseren ersten Ausflug gebucht. Auf eigene Faust zu fahren, erschien ja kaum möglich – nicht weil das Regime das verhindert hätte, ganz im Gegenteil, es gab sogar kleine Geländewagen zu mieten, sondern weil's keinen Treibstoff gab. Unsere Ausflüge führten uns nach und nach durchs ganze Land, nach Santiago ganz im Osten, nach Trinidad im Süden und schließlich nach Havanna. Wir wurden nach dem Frühstück von einem alten Greyhound-Bus abgeholt, zum Flughafen bei Holguín chauffiert, von dort flogen wir mit einer kleinen sowjetischen Verkehrsmaschine (einer Yak-40) zum jeweiligen Tagesziel. Am Abend den gleichen Weg retour. Ziemlich groß-

zünftig, denn im Vergleich zum Aufwand kosteten die Ausflüge erstaunlich wenig.

Einmal, als wir eben den Bus bestiegen hatten und die leichte Steigung hinter dem Hotel hinauf fuhren, gab's ein seltsames Geräusch, der Bus blieb stehen. Panne. Wir stiegen aus. Grün-bläuliches Öl kroch unter dem Fahrzeug hervor, schlängelte sich über den Asphalt. Hydraulik-Öl, wie ich annahm.

„Oh je“, sagte ich. „Das war's dann.“

Wir konnten genau so gut zurück marschieren zum Hotel. Da war nichts zu machen. Schließlich herrschte hier Planwirtschaft, oder?

Aber unser Führer bat uns zu warten. Würde nicht lange dauern, beteuerte er und verschwand eilig.

Ich hielt's für ein leeres Versprechen. Doch dann, kaum zu glauben, fuhr wirklich ein anderer Greyhound-Bus die Straße herauf!

Wie er das geschafft habe, fragte ich ihn, als wir wieder eingestiegen waren und die Fahrt zum Flughafen fortsetzten.

Er war zum nächsten Hotel gelaufen. Das gehörte einer anderen Gesellschaft, und die hatten ihren Bus zur Verfügung gestellt.

Planwirtschaft?

Na ja, gewiss – selbst wenn die Hotels mittels *joint ventures* gebaut und betrieben wurden, spanisches und lateinamerikanisches Geld hauptsächlich; aber von Arbeitskräften im Sozialismus hätte man doch anderes erwarten müssen, oder? Keine blitzschnelle Improvisation. Eigeninitiative. Und in gewissem Sinne stimmte das sogar. In der Sowjetunion wär' so eine Szene undenkbar gewesen, durch und durch unvorstellbar.

Auf der langen Busfahrt nach Santiago kam ich mit unserem Führer ins Gespräch. Diese Leute sprachen ja perfekt Deutsch, hatten in der DDR studiert. Die gab's inzwischen auch nicht mehr. Zu meiner Überraschung redete dieser junge Mann sehr offen, beantwortete meine Fragen so, wie man das normalerweise erwartet. Versuchte nicht einmal, die Zustände um jeden Preis schön zu malen. Er schien zu wissen, in welchem Regime er lebte und in welcher Lage sich das Land befand. Wenn er über etwas nicht reden wollte, dann sagte er das einfach.

Auch dies ein drastischer Kontrast zu den Fremdenführern in der Sowjetunion. Mit denen war ein vernünftiges Gespräch schlichtweg unmöglich. Die hätten nie auch nur den geringsten Mangel zugegeben, die ge-

ringste Schwäche, ein Missgeschick. Und immer mit unbewegtem Gesicht. In Kiew wurden wir einmal in den Palast der Jugend geführt: ein brandneuer weitläufiger Gebäudekomplex, Stahl und Glas. Nach dem Essen – lieblos faschierte Hundstrümmerln, wie überall in der Sowjetunion – wollte ich aufs Klo gehen. Ich fand die Lokalitäten, öffnete die Tür – und schloss sie sofort wieder, gerade noch rechtzeitig, ehe ich mich übergab. Da stand zentimeterhoch schmutzige, stinkende Flüssigkeit vermischt mit Papierfetzen.

Entsetzt fragte ich den Führer, wie so was möglich sei in einem nigel-nagelneuen Gebäude, noch dazu des Komsomol?

Unbewegte Miene.

„Dazu kommt man nicht hierher.“

Und so ging das immer, bei großen Fragen genau so wie bei kleinen. Das konnte einen westlichen Menschen in den Wahnsinn treiben.

Ganz anders in Kuba. Natürlich bemühte ich mich, den Führer nicht in Verlegenheit zu bringen mit allzu bohrenden Fragen. Aber er schien keine Angst zu haben. Wir kamen auf den *período especial* zu sprechen. Wie würde es weitergehen? Wie sah er die Zukunft?

„Die Kubaner“, meinte er bloß, „die folgen ihrem Magen. Wer ihnen zu essen gibt.“

Wenn wir über das Land flogen, fiel mir die Monotonie der Landschaft auf: flach, endlose grüne Plantagen. Das war der Zucker, der Rohstoff der Insel, zusammen mit dem Tabak. Die Kubaner hatten nichts anderes, von dem sie leben konnten, und deshalb galt die *zafa*, die Ernte des Zuckerrohrs, als nationales Ereignis.

Zugleich lastete der Zucker als Fluch auf der Insel. Zuerst begünstigte er die Sklaverei. Die gab's hier noch bis ins späte 19. Jahrhundert. Die Sklaven wurden so ausgepresst, dass sie mehrmals revoltierten. Ältere Leser werden sich noch an das dümmliche Lied erinnern, welches wir in unserer Kindheit gedankenlos trällerten,

*Negeraufstand ist in Kuba,
Schüsse gellen durch die Nacht...*

Die schwarzen Nachfahren dieser afrikanischen Sklaven bildeten einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung, unübersehbar.

Wegen des Zuckers wollte Kuba – oder besser: die dominierende Kaste, die reichen Plantagenbesitzer – lange nicht an Unabhängigkeit von Spanien denken, im Unterschied zu anderen lateinamerikanischen Ländern. Die kam erst um die Jahrhundertwende (1902, um genau zu sein), nach einem dreijährigen Krieg. Der rief allerdings die USA auf den Plan, die öffentliche Meinung aufgepeitscht von Revolverblättern. Der Grund waren, wie könnte es anders sein, amerikanischen Investitionen auf der Insel. Die US Navy schickte ein Schlachtschiff, die USS *Maine*, nach Havanna. Während es dort im Hafen lag, kam's zu einer Explosion, das Schiff sank. Die Ursache wurde niemals eindeutig geklärt, aber das tat nichts zur Sache. Im Spanisch-Amerikanischen Krieg vereinnahmten die Vereinigten Staaten erstens Kuba und zweitens die Philippinen.

Womit Kuba vielleicht nicht aus dem Regen in die Traufe kam, eher schon aus der Traufe in den Regen (für genauere Vergleiche fehlen mir die Detailkenntnisse). Ein souveräner Staat, gewiss, aber doch abhängig, durch und durch abhängig vom mächtigen Nachbarn im Norden. Die Gesetze, so hieß es verächtlich, würden eigentlich im Kongress in Washington gemacht. Im Laufe der Zeit vergammelte Havanna zum Spielkasino für reiche Amerikaner – und zu ihrem Bordell. Der Masse der Bevölkerung ging's, wie immer in solchen Fällen, elend.

1952 usurpierte ein Politiker namens Fulgencio Batista in einem Militärputsch die Macht und errichtete jene Art von Diktatur, wie wir sie aus Lateinamerika ja kennen (via Fernsehen und Zeitungen, meine ich): für die Reichen und gegen alle anderen, mit Hilfe brutaler Polizisten und Militärs.

1959 siegte Fidel Castros Revolution. Ursprünglich, so hieß es allgemein, sei er gar kein Kommunist gewesen. Aber den USA missfielen die sozialen Reformen, die er einleitete, vor allem aber, dass er – Gott sei bei uns! – Schlüsselindustrien verstaatlichte. So blieb Castro und seinen Mitstreitern nichts anders übrig, als sich anderweitig um Unterstützung umzusehen. Damals, im Kalten Krieg, sprang die Sowjetunion nur zu gerne ein. Aber damit fand sich Kuba im anderen Lager, Feind des Westens – fertig. Castro konnte gar nicht anders, er musste Kommunist werden. Und immer der Zucker. Die Sowjetunion kaufte, wie schon gesagt, die Zuckerernte zu weit überhöhten Preisen, nährte und versorgte solcher Art ihren Außenposten in der Karibik. Umgekehrt hieß das: Kuba war erst wieder abhängig, praktisch total. –

Inzwischen waren die Beziehungen zu unserem Freund, dem Hotelangestellten, so weit gediehen, dass er uns nach Hause einlud. So marschierten wir also eines Nachmittags unter seiner Führung los. Er wohnte in einer Siedlung kleiner Häuschen, sehr lose gebaut, jedes bloß ein kleiner weißer Kubus mit steilem Dach. Jedes stand zudem in einem spärlichen Grundstück, welches freilich nur aus kahler graubrauner Erde bestand. Hinter dem Haus meckerte eine Ziege, angebunden an einem kümmerlichen Baum.

Die würde er für uns schlachten, bot unser Gastgeber an, was wir freilich entrüstet ablehnten. So einfach geht das eh nicht, klärte mich Laura leise auf.

Seine Frau erschien mir zwar höflich, durchaus nicht unfreundlich, aber doch zurückhaltend, so als toleriere sie geduldig die Narreteien ihres Mannes. Hellauf begeistert kam uns hingegen seine Tochter entgegen, Alysa. Sie ging bereits in die Schule. Stolz legte sie Hefte, Bücher und Bleistifte in Reih und Glied auf ihrem niederen Tischchen auf, damit wir das alles gehörig bewundern konnten. Ich nahm ein Heft in die Hand und entdeckte, dass es von einer spanischen Hilfsorganisation stammte, die Freunde Cubas oder so ähnlich. Die Schule war gratis, so erfuhren wir, jedes Kind geht in die Schule, selbstverständlich, es herrschte Schulpflicht bis zum sechzehnten Lebensjahr, geplant sei bis zum achtzehnten.

Das Mädchen interessierte sich nicht für solche Gespräche. Vor lauter Begeisterung wollte sie schon anfangen, in eines der Hefte zu schreiben, wurde von der Mutter aber energisch zurück gehalten.

Was uns der Mann erzählte, passte zu dem, was ich zuvor gelesen hatte. Das Schulwesen dürfte wirklich die überwiegende Mehrheit aller Jugendlichen erfasst haben, nicht bloß am Papier, denn immerhin lag die Alphabetisierungsrate des Landes im internationalen Spitzenfeld.

Für uns, unsere kleine Gruppe, stachen solche Beobachtungen ins Auge, weil die meisten von uns Lehrer waren: der weibliche Teil des befreundeten Ehepaars, welches sich solche Urlaube ausdachte und organisierte plus drei, vier Kolleginnen, gleichzeitig Freundinnen eben dieses weiblichen Teils. Der professionelle Blick konnte halt nicht verleugnet werden.

Kurz zuvor hatten wir mit derselben Gruppe die Dominikanische Republik besucht, allerdings keines der berüchtigten Touristenzentren, Puerto Plata oder Punta Cana, sondern einen entlegenen Winkel, zu welchem wir

erst nach einer mehrstündigen Fahrt in einem klapprigen Kleinbus gelangten, in abenteuerlichen Kurven über einen tropisch bewaldeten Pass. Jenseits lag in einer lang gestreckten Bucht das ärmliche Dörfchen Las Terrenas. Etwas außerhalb hatte soeben eine italienisch geführte Hotelanlage ihre Pforten geöffnet – aber natürlich nur für gut zahlende Gäste. Die meisten von denen verließen die Anlage denn auch kaum, höchstens um ihre verwöhnten europäischen Körper in der Sonne zu räkeln, an einem karibischen Strand komplett mit türkisfarbigem Meer, gleißendem Sand und überhängenden Kokospalmen. Ansonsten beschränkte sich der Kontakt mit der ansässigen Bevölkerung auf die Prostitution. Traurig, aber wahr. Die italienischen Yuppies, welche das Hotel bevölkerten, plusterten sich gegenüber den schüchternen Mädchen vom Personal so auf wie einst der Duce. Als einer von uns einmal seinen Unmut nicht länger unterdrücken konnte, wär's fast zu Handgreiflichkeiten gekommen.

Dank rudimentärer Spanischkenntnisse wagten wir uns nicht bloß aus dem goldenen Käfig der Anlage hinaus; unternahmen wir nicht bloß etwas ausgedehntere Erkundungsvorstöße – mittels *motoconcho*, dem Moped-Taxi –, sondern kamen auch mit Menschen aus Las Terrenas ins Gespräch. Vor allem zogen wir das junge Volk an, welches sich in Rudeln am Strand herumtrieb, teils um zu fischen, teils um die Zeit zu vertreiben.

Was diese jungen Menschen von uns wollten, war schlicht und einfach – Schule. Sie baten uns, bettelten, sie mitzunehmen. Ich kann mich an einen Burschen erinnern, vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, der träumte davon, Anwalt zu werden, *abogado*. Aber hier, in Las Terrenas, bot sich nicht die geringste Aussicht. Schulpflicht gab es schon, klar, und manchmal sahen wir kleine Kinder in putziger Schuluniform. Aber de facto gingen die Kinder bloß drei, bestenfalls vier Jahre in die Schule. Mehr gab's nicht. Ich erinnere mich des weiteren eines Mädchens, welches Laura und mich auserkoren hatte. Sie wollte, dass wir sie adoptierten. Mir schien sie etwas älter zu sein als die anderen, nachdenklicher, vielleicht gar ein bisschen melancholisch.

All die jungen Leute am Strand waren schwarz – ich hoffe, es nimmt niemand Anstoß an der Bezeichnung; aber ich weiß nicht, wie ich sie sonst beschreiben sollte. Afrikaner? Aber wir befanden uns doch in der Karibik! Gewiss, ihre Vorfahren waren irgendwann einmal als afrikanische Sklaven hierher verschleppt worden, doch wie lange mochte das schon her sein? Schwarz, so hoffe ich, ist eine neutrale Beschreibung, eine Farbe, selbst

wenn sie natürlich nicht genau zutrifft, denn nicht bloß gibt's auch braune Afrikaner sowie eine ganze Palette von Schattierungen dazwischen, es gibt ebenso dunkelhäutige Weiße – und so weiter. Was mir fern liegt, ist jegliche Andeutung einer Abwertung. Eher das Gegenteil.

All die jungen Leute am Strand waren also schwarz, ebenso wie die Bevölkerung von Las Terrenas insgesamt. Und dieses Mädchen bat uns, sie zu adoptieren. Hätten wir's tun sollen? Wir spielten mit dem Gedanken. Das Urteil – wer wagt es, eines zu fällen? Jedenfalls verfolgte mich das schüchterne, ein bisschen traurige Lächeln dieses Mädchens noch lange.

Die kleine Alysya in Guardalavacca hingegen – die lachte anders: offen, übermütig. Und im Vergleich zu den Teenagern in der Dominikanischen Republik hatte sie wirklich gut lachen. Im Vergleich war sie gut gestellt, privilegiert geradezu!

Das ist etwas, was ich damals begriff, und was jeder versuchen muss zu verstehen, wenn er von Europa aus über Kuba redet, urteilt; über Fidel Castro, über die Revolution. Die Menschen dort verglichen sich nicht primär mit den Vereinigten Staaten oder mit dem reichen Teil Europas, mit dem „Westen“. Zu allererst verglichen sie sich mit ihren Nachbarn, mit Haiti und der Dominikanischen Republik, oder mit Zentralamerika. –

Am Strand hatte die Bettelei inzwischen zugenommen, war geradezu unerträglich geworden.

„Pss–pss – you my frie-end?“

Nun kamen aber Mädchen hinzu, schwarz allesamt und blutjung –

„Mister? Hey Mister?“

Sie konnten sehr beharrlich sein. Es war mühsam, sie abzuwehren ohne die Geduld zu verlieren. *Jejeñes* taufte wir sie, Strandmücken. Manchmal warteten sie schon, wenn ich die hölzernen Stufen vom Hotel herunter kam zum Strand.

„Hey Mister? Mister?“

Der reinste Spießbrutenlauf. Einmal verlor ich tatsächlich die Fassung, begann zu maulen: Lasst mich doch in Ruhe, verdammt! Aber die Mädchen lachten bloß – nicht böse, nicht einmal hämisch – sie amüsierten sich, fanden's ungeheuer lustig.

Doch gab's am Strand noch etwas: Musik. Aber keineswegs die unentrinnbare Dosenmusik, wie wir sie im Westen erdulden, sondern kleine Gruppen, die offenbar im öffentlich-touristischen Dienst den Strand auf

und ab zogen, einmal hier, einmal dort Halt machten um zu spielen: traditionelle kubanische Lieder, begleitet von Gitarren samt den unvermeidlichen Maracas und Congas. Und was für Musiker! Nicht bloß schienen sie mit ihrer Musik zu schwingen, sie schien überall zu sein, in der Luft, in den Menschen – vor allem in den Menschen. Teil der natürlichen Umwelt, sozusagen.

Manche Lieder waren wohlbekannt, auch bei uns, weltweite Hits: „Quizas, quizas, quizas“ zum Beispiel, „Cuando Calienta el Sol“. Aber hier, gespielt mit kubanischem Feuer im Blut, klangen sie doch speziell (und unvergesslich, wie ich heute sagen kann). Oder natürlich, nicht zu vergessen,

*La cucaracha, la cucaracha
ya no puede caminar
porque no tiene, porque le falta
una pata de atrás...*

Daneben gab's die kubanischen Lieder: patriotisch, politisch. „Hasta Siempre, Comandante“, die Hymne an Che Guevara und, seien wir uns ehrlich, reichlich sentimental. Kubanern musste sie zu jener Zeit bereits gehörig beim Hals heraus hängen. „Cuba qué linda es Cuba“ gehörte wohl auch in diese Kategorie. In gewissem Sinne galt's wahrscheinlich sogar für die berühmte „Guantanamera“, deren Worte von Jose Martí stammten, einem Dichter und Freiheitskämpfer aus dem 19. Jahrhundert. Er nahm eine prominente Stelle ein im Pantheon der kubanischen Revolution, gleich hinter Che Guevara, würd' ich sagen (soweit's die toten Helden betraf – bei den lebenden stand natürlich Fidel ganz, ganz oben). Also durfte auch die „Guantanamera“ bei keiner Darbietung fehlen:

*Yo soy un hombre sincero
de donde crescen las palmas...*

Unser Lieblingslied wurde von einer Gruppe gespielt, als deren Leader ein älterer schwarzer Mann mit zerfurchtem Gesicht auftrat. Wenn er bei uns vorbei kam, ließen wir ihn niemals ziehen, ohne dass er es gespielt hätte:

*Ay Mama Inés
Ay Mama Inés
todos los negros
tomamos café...*

Mit einer Gruppe kamen wir ein bisschen ins Gespräch. Ihr Leader war ein großer, schlanker Mann mit scharfen Gesichtszügen; *el profesor*, taufte wir ihn. Eines Abends saßen wir am Strand beisammen, unter dem Dach aus getrockneten Palmenblättern bei der kleinen Bar (eigentlich bloß ein improvisierter Kiosk). Kubaner gesellten sich zu uns, das wurde eine regelrechte Gesellschaft, eine Party. Plötzlich spürte ich eine Hand auf meinem Oberschenkel. Langsam glitt sie auf der Innenseite nach oben. Ich erschrak. Ohne dass ich's bemerkt hatte, saß ein schwarzes Mädchen neben mir. Jetzt presste sie ihren Oberschenkel gegen den meinen. Ich rückte beiseite, nahm behutsam ihre Hand und schob sie weg. Sie seufzte resigniert, sagte so was wie „Schade“. Hätte das Geld wohl gut brauchen können.

Ich hab' mich damals ebenso wie früher in der Dominikanischen Republik gefragt, ob da genau dieselbe Einstellung zum Sex herrschte wie bei uns, oder ob's diese Mädchen doch ein bisschen lockerer nahmen. Dieses Eindrucks konnte ich mich nicht ganz erwehren. Wohl gemerkt: Ich möchte hier absolut nicht klugscheißen. Ich habe ja keine Ahnung vom Leben dieser Menschen: die Umstände, welche diesen Mädchen offenbar keine andere Wahl ließen. Und ganz gewiss soll da nichts schön gefärbt werden, verniedlicht.

Doch dämmerte mir in diesem Zusammenhang noch etwas, ganz langsam nur und beinahe unbemerkt: die bettelnden Burschen am Strand, „you my frie-end“, die waren alle schwarz, tief schwarz. Die Mädchen ebenso. Die Angestellten im Hotel hingegen, die waren durchwegs – na ja, weiß konnte man nicht gut sagen, braun vielmehr, manche weniger, manche mehr, aber auf jeden Fall europäischer Herkunft, spanische Vorfahren. Von den Zimmermädchen übers Servierpersonal bis hinauf zu den Rezeptionistinnen. Unsere Führer auf den Ausflügen selbstverständlich auch. Die Busfahrer, die Stewardessen. Die Gesichter auf den riesigen politischen Plakaten am Straßenrand: Fidel, Che Guevara. Unbewusst übernahm man nach und nach selbst diese Ordnung: welches Gesicht an welcher Stelle zu erwarten war.

Wir schmuggelten Alysa – die kleine Tochter unseres kubanischen Freundes – in die Anlage. Wobei nicht gar so viel zu schmuggeln war. Es gab keine Kontrolle, wenn man vom Strand herauf kam, und auch innerhalb schien sich niemand um Eindringlinge zu sorgen. Alysa plätscherte den ganzen Tag übermütig im Swimming Pool herum, konnte gar nicht genug

kriegen. Ingeheim fragte ich mich, wie sie uns wohl sah: Wesen von einem anderen Stern mit sagenhaftem Luxus, für normal Sterbliche niemals zu erreichen? Und wie würde sie später über uns denken?

Für eine von uns hatte der Tag im Swimming Pool allerdings vorhersehbare Folgen: Mittelohrentzündung. Die Mädchen an der Rezeption schienen sich deshalb keine allzu großen Sorgen zu machen: Es gibt einen Doktor in der Nähe.

Na schön. Wir machten uns auf den Weg, vom Hoteleingang nach links, entlang einer desolaten Straße mit tiefen Löchern im bröckelnden Asphalt. Wir kamen zu einem würfelförmigen weißen Haus mit einem roten Kreuz im Fenster. Nach ein paar Minuten kam unsere Patientin wieder heraus, ein kleines Fläschchen in der Hand: Tropfen.

Nutzt's nix, schadt's nix. Ich hatte natürlich ein bisschen über Kuba gelesen, ehe wir hierher geflogen waren, und deshalb eine leichte Ahnung vom Gesundheitswesen. Es versorgte die gesamte Bevölkerung, kostenlos, und hatte einen vorzüglichen Ruf. Kuba bildete international begehrte Ärzte aus. Die Lebenserwartung, so hieß es, sei höher als in den USA. Aber wie gesagt, das hatte ich bloß gelesen. Was ich berichten kann, ist dies: Die Tropfen wirkten sofort, ein Wundermittel geradezu. Und die Kubaner oder Kubanerinnen, denen wir davon erzählten, wirkten alles andere als überrascht. Sie schienen nichts anderes zu erwarten von einem ihrer Ärzte. Trotzdem konnten sie eine Portion Stolz nicht verhehlen.

Das große Problem, so erfuhren wir, stellten die Medikamente dar. Es war schwierig, Nachschub zu beschaffen. Das lag am Devisenmangel, klar, aber auch an den Sanktionen durch die USA. Die wurden in eben jenen Jahren noch zusätzlich verschärft, offenbar um Fidel Castro nun, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, schneller in die Knie zu zwingen.

Auf dem Weg zu unseren Ausflügen karrte uns, wie schon erzählt, ein Bus zum Flughafen, quer durch die Stadt Holguín. Verkehr gab's praktisch keinen mehr. Die Menschen waren zu Fuß unterwegs, auf ihren Fahrrädern – zum Teil uralt, hundertmal geflickt und geschraubt – oder mit Pferdekutschen. Ja, genau: Pferdekutschen. Ich traute meinen Augen nicht. Hie und da gab's Busse, gewiss, klapprige Vehikel aus dem ehemaligen Ostblock, und es gab Lastwagen. Die fuhren noch am häufigsten. An den Ausfallstraßen kauerten Menschenknäuel im dürftigen Gras und warteten

auf Mitfahrgelegenheit. Spezielle Verkehrsregler hatten das Recht, Lastwagen anzuhalten, damit sie solche Leute aufsitzen ließen.

In Havanna – nun, da bedrückte mich die Armut noch stärker als draußen in der Provinz. Einerseits vielleicht, weil's eine große Stadt war. Wenn jemand da mitten drin wohnte, dann konnte man nicht entrinnen, kein Schlupfloch. Andererseits sah man der Stadt immer noch den einstigen Glanz an: am Stil der öffentlichen Gebäude, den Straßenfluchten, den Wohnblocks.

Aber wie heruntergekommen das alles nun war! Die Fassaden der Wohnhäuser bröckelten. In den Durchgängen lag Schutt. Stiegen ohne Geländer, halb verrottete Wohnungstüren, nachlässig improvisierte elektrische Leitungen.

Unwillkürlich fragte ich mich, wie das wohl sein mochte, so zu leben, so aufzuwachsen. Färbte das ab auf die Stimmung? Hoffnungslos? Resigniert? Oder gewöhnten sich die Menschen an so was? Man gewöhnt sich an alles, heißt's immer. Wirklich? Und die Jungen? Ohne Zweifel erlebten die trotz allem noch Freude, Verliebtheit, dann fanden sie sogar ihr elendes Viertel noch schön. Aber wie lange?

In den Straßen tröpfelte nur mäßiger Verkehr. In Havanna verkehrten eigenartige Busse, umgebaute Sattelschlepper mit improvisierten Fahrgastkabinen auf dem Anhänger. Pferdekutschen auch hier. Und ab und zu entdeckten wir einen alten amerikanischen Straßenkreuzer mit seinen protzigen Flossen. Solche Gefährte standen aber bloß in den Seitengassen, liebevoll gepflegt und gehegt. Unwillkürlich sammelten wir uns bewundernd um so einen Paradiesvogel, letzteres in doppeltem Sinne: Sie wirkten so betörend im Vergleich zu den modernen westlichen Autos (eigentlich hätte es ja umgekehrt sein sollen), und ihr farbkraftiger Lack leuchtete aus der grau-braunen Misere rings herum.

Der Malecón, die berühmte Uferstraße, war ebenfalls leer, nur ein paar einsame Fischer hängten mit geistesabwesendem Blick ihre Angeln ins Meer. Das erinnerte mich an Hemingway, der in seinen späteren Jahren in der Nähe von Havanna gelebt hatte. Man weiß schon, *The Old Man and the Sea* und *Islands in the Stream*. Ich bekam den Eindruck, die Kubaner seien immer noch stolz auf diesen – ihren – weltberühmten Amerikaner. Immerhin hatte er einmal photogen Hände geschüttelt mit Fidel Castro. Trotzdem dürfte es sich wohl um ein Missverständnis gehandelt haben. Hemingway

stand seinem eigenen Wesen nach auf der Seite der Reichen, sein ganzes Leben lang, Spanischer Bürgerkrieg hin oder her (wo er ja hauptsächlich seine Rolle als Starreporter genoss). Er verehrte Helden, glaubte an individualistische Heldengeschichten, ließ sich selber als *celebrity* bewundern, obwohl sich das alles zum Schluss nur noch im Alkoholdusel abspielte. Aber das war auch schon wieder eine andere Geschichte, wie man so sagt.

Für meinen Teil – nun, ich war längst nicht mehr so begeistert wie in jüngeren Jahren, selbst dann nicht, als wir in eine der Bars geführt wurden, in denen Hemingway seinen Alkoholspiegel zu stabilisieren pflegte: „Mi Mojito en mi Bodequita, mi Daiquiri en mi Floridita“. Welche der beiden Bodegas wir besuchten, weiß ich nicht mehr; ich glaub’, es war die mit dem Daiquiri. Makellos konserviert im Stil der Fünfziger, herausgeputzt und poliert, Museum plus Touristenattraktion. Der Kontrast zur Gasse, zu den Häusern, in denen doch Menschen hausten, *leben* mussten, der erschien mir geradezu obszön. Deshalb verschmähte ich das Hausgetränk und bestellte bloß einen *jugo de naranja*, einen Orangensaft. Zum Teufel mit den Zelebri-täten.

In Havanna konnte man dem Regime nicht entkommen – noch weniger als anderswo. *El Capitolio*, eine Kopie des gleichnamigen Gebäudes in Washington, D. C., beherbergte einst genau so treulich nachgeahmt einen Senat und ein Repräsentantenhaus. Doch hatten die letztlich wohl nur dekorative Bedeutung. Seit dem berühmten Platt-Amendment von 1901 wurde Kuba von Amerika aus regiert, die Befehle von der amerikanischen Botschaft am Malecón übermittelt. Zur Zeit unseres Besuchs residierte im Capitolio allerdings kein Parlament mehr, sondern die Akademie der Wissenschaften.

Ein weiterer stattlicher Bau im Zentrum Havannas im typisch historizierenden Stil des späten 19. Jahrhunderts: der ehemalige Palast des Präsidenten, heute das Museo de la Revolución. Auf dem Platz davor thront auf einem Podest aus Beton ein olivgrüner SU-100, ein Sturmgeschütz sowjetischer Bauart.

Und überall die Plakate. Die hatten uns schon von allem Anfang an begleitet. Als wir am ersten Tag vom Flughafen zum Hotel geführt wurden, da prangte auf einer grünen Verkehrsinsel mit ungewöhnlich gepflegtem Rasen das übermannsgroße stilisierte Abbild Fidels mit dem Slogan in harten schwarzen Lettern: ¡Patria o Muerte! Vaterland oder Tod.

Die Plakate, die Slogans begleiteten einen auf allen Wegen, wie die Werbung im Westen. Und hier in Havanna besonders: Che Guevaras ebenfalls stilisiertes, immer so schrecklich heroisches Konterfei, ¡Venceremos! ¡Hasta victoria siempre! Oder: drei kubanische Männerköpfe, alle europäisch, alle strahlend wie in einer Zahnpasta-Reklame: Todo por la Revolución. Am besten gefiel mir noch die Parole an einer Schule: Nuestras armas las ideas – unsere Waffen sind die Ideen. Wenn’s nur wirklich so wär’!

Am Eingang zu einer heruntergekommenen Straße, Mauerbrocken und Pfützen, ein weiteres knalliges Plakat:

La Revolución marcha bien (Die Revolution läuft gut) –

Luchar, trabajar, avanzar (Kämpfen, arbeiten, vorrücken) –

¡Seguir adelante! (Weiter so!)

Als wir nach dem Rückflug in Holguín landeten, dunkelte es bereits. In der Stadt brannten keine Lichter, stockfinster, so stellt sich ein Westler den Krieg vor.

Stromabschaltung, erfuhren wir. Die gab’s regelmäßig, zweimal am Tag, weil das Öl so knapp war. Die Hotels betrieben eigene Generatoren – alles für die Touristen, für die Devisen.

An den finsternen Ausfallstraßen standen, hockten, lagerten Menschen, ganze Familien mit Kindern, Müdigkeit und Trostlosigkeit sah man ihnen von weitem an. Sie würden wohl die Nacht hier verbringen, was für ein Elend!

Können wir nicht ein paar mitnehmen, fragte jemand aus den vorderen Reihen unseres Busses.

Verboten, antwortete unsere Führerin. Aber wenn niemand was dagegen hat –

Niemand hatte. Im Gegenteil. Das muss man den Urlaubern aus dem Wohlstandswesten positiv anrechnen.

Bei der nächsten Kreuzung hielt der Fahrer an, öffnete die Tür, die Führerin wechselte Worte mit den Wartenden draußen in der Nacht. Schließlich stiegen sie ein, der Bus begann sich zu füllen, die Menschen drängten sich im Mittelgang. Laura rückte zu mir her und machte Platz für ein Mädchen, es mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein. Laura kramte ein paar Zuckerln aus ihrer Tasche. Das Mädchen sah fragend auf zu seiner Mutter. Die nickte.

Wie kann man das Gesicht dieses Mädchens beschreiben? Die Freude?
Die Dankbarkeit?

Wegen ein paar Zuckerln!

Mir kam das Harfenmädchen von Heinrich Heine in den Sinn, die Verse
aus dem *Wintermärchen*:

*Es gibt hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.*

Ich geb's zu, mich würgte es ordentlich im Hals. Dieses Mädchen – wie viel
Freude würde sie sonst noch erleben?

Klar, vernahm ich eine Stimme in meinem Kopf. Sozialismus. Funktio-
niert nicht.

Ich glaubte sogar, die Stimme zu erkennen. Sie gehörte einem Kollegen
aus der schreibenden Zunft, wöchentliche Kolumne im Regionalblatt, der
knallte zu allem und jedem laut ein fix-fertiges Urteil auf den Wirtshaus-
tisch: Sozialismus – funktioniert nicht.

Was damals, 1993, praktisch schon als Selbstverständlichkeit galt, als
Faktum. Auch für mich, notabene. Zwanzig Jahre lang hatte ich mich ideo-
logisch mit den Lenin-Verehrern herumgeschlagen, mit dieser Sekte: die
Kommunisten, die Maoisten.

Also: Sozialismus funktioniert nicht. Schwer zu leugnen, wenn man die
Sowjetunion gesehen hatte, Ungarn, die Tschechoslowakei. (Was mein
Kollege allerdings nicht hatte.) Und nun Kuba.

Andererseits gab's die amerikanische Blockade. Selbst die Clinton-Admi-
nistration traf keine Anstalten, den Menschen auf Kuba ein wenig entgegen-
zukommen. Warum bloß?

Weil es sich um eine kommunistische Diktatur handelt. Man muss die
Menschen befreien. Sozialismus funktioniert nicht.

Aber was funktioniert dann?

Markwirtschaft. Demokratie. Der freie Westen.

In der Dominikanischen Republik? Eines der ärmsten Länder der Welt,
hatte unser Fremdenführer in Santo Domingo erklärt, ein stiller junger
Deutscher, der dort lebte. Eines der ärmsten Länder der Welt, gleichzeitig
können fünf Prozent der Bevölkerung von ihrem Besitz leben, sehr gut
sogar, sehr reich. Ich hab' solche Leute gesehen, in der noblen Anlage in

Las Terrenas. Sie flogen übers Wochenende aus der Hauptstadt hin, in ihren Privatjets. Hellhäutig, exquisit gekleidet, übertrieben geradezu. Man kann sich kaum die Arroganz ausmalen, mit der sie auftraten, die Herablassung, mit welcher sie die Serviererinnen im Hotel abkanzeln. Dabei stammten diese Mädchen ebenfalls aus der Hauptstadt, aus einer Tourismusschule, wie wir erfahren hatten; keine Ortsansässigen aus Las Terrenas, oh nein! Die bekamen von dem ganzen Hotelkomplex überhaupt nichts ab.

Die Mädchen im Hotel waren demzufolge nicht schwarz, sondern braun, europäischer Abstammung. Aber die Reichen aus Santo Domingo waren noch heller. Und ihre Überheblichkeit, die saß so tief, die war nicht bloß angeboren, die hatte sich über Generationen entfaltet, festgefressen, die gehörte zur Natur dieser Leute. Und ihrer Kinder. Auch dies habe ich gesehen.

An solchen Wochenenden in Las Terrenas hab' ich verstanden, was die Autoren seinerzeit im 19. Jahrhundert vor Augen hatten, wenn sie von einer Klassengesellschaft schrieben. Bis dahin hatte ich diese scharfe Trennung für übertrieben gehalten: „two nations“. Ich stützte mich auf meine eigenen Beobachtungen seit den fünfziger und sechziger Jahren in Österreich, in England. Aber hier, in der Karibik, da existierten wirklich „two nations“, eigentlich ging's sogar ins Rassistische: zwei Stämme.

In Santo Domingo wies uns der junge Mann auch auf die elektrischen Leitungen hin, welche zwischen schiefen hölzernen Stangen entlang der Straßenzüge baumelten. In den Armenvierteln umspann die Masten ein wirres Geflecht von improvisierten Kabeln. Da zapften die Anwohner den Strom ab, unter Lebensgefahr.

Ein andermal deutete er aus dem Bus auf eine bunte, schwirrende Ansammlung, offenbar intensiv beschäftigt. Dort verlief eine neue Wasserleitung, erklärte er uns, gebaut mit Mitteln aus irgendeinem internationalen Fonds. Aber die Menschen aus dem angrenzenden *barrio*, einem Elendsviertel, brauchten auch sauberes Trinkwasser. Sie hackten die Betonröhren auf und holten es.

Erziehung?, fragte ihn jemand. Bekanntlich der Schlüssel...

Was die angebliche Schulpflicht betraf, bestätigte er das, was wir von den Jugendlichen in Las Terrenas erfahren hatten. Es gab eine staatliche Universität in Santo Domingo, aber die war so arm, dass die Studenten die Kreide mitbringen mussten, damit die Dozenten unterrichten konnten. Die

Reichen schickten ihre Kinder auf Privatschulen und auf amerikanische Universitäten.

Klassenherrschaft – wie gesagt, begriff ich damals, ohne viel nachdenken zu müssen, ohne darüber zu sprechen. Die Geschichte mit der Wasserleitung: Das war kein bedauerliches Missgeschick, „die Leute sind halt nicht so weit“. Die Wasserversorgung *sollte* gar nicht funktionieren! Den Menschen sollte es gar nicht besser gehen! Das hätte die natürliche Ordnung dieser hochnäsigen Oberschichts-Püppchen erschüttert, die sich im Hotel so aufführten, samt ihren präziösen Kindern.

Jetzt wirst du auch noch zum Apologeten, Mensch (hör ich meinen Kollegen). Kuba ist ein kommunistisches Regime, Misswirtschaft und Unterdrückung, Spitzel, Verhaftung und Folter. Ein Kerker. Niemand darf raus.

(Als Apologeten bezeichnete man westliche Sympathisanten, welche die Zustände in kommunistischen Ländern beschönigten, für jeden Missstand eine Erklärung fanden, eine Entschuldigung.)

In der Sowjetunion hatte ich selbst einen Eindruck bekommen von so einem Regime: missmutig, grau, geistlos-bürokratisch wie ein Gefängnis – ja, das ganze Land ein Lager, wortwörtlich sogar, denn wir kannten den Eisernen Vorhang, nicht bloß an der österreichischen Grenze, sondern sogar noch in Tschop, am Eisenbahnübergang zur Slowakei oder nach Ungarn. Und das waren Bruderländer, wie's damals hieß!

Massenmord gab's keinen mehr in diesem Lager, das nicht, und die Folter bediente sich inzwischen subtiler Methoden, Beruhigungsspritzen in psychiatrischen Anstalten – aber eben doch ein Lager, kein Zweifel. Die freudlose Schäbigkeit des Alltags genügte schon, um das zu sehen.

Bloß dass halt in Kuba alles so anders war. Lockerer. Ich hatte nicht den Eindruck, dass die Menschen hier schrecklich viel Angst hatten vor dem Regime. Und – ja, ich hatte auch den Eindruck, dass das Regime nicht allzu viel Angst hatte, trotz allem.

Trotz allem?

Na ja, klar – es handelte sich eben um ein kommunistisches Regime. Die Propaganda, all die Plakate, *Granma*. In Santiago de Cuba hatten sie uns, eine Busladung von Touristen, zum Mittagessen in ein prächtiges neues Hotel geführt. Im obersten Stock gab's eine Aussichtsterrasse. Dort standen

Gruppen von Kubanern herum, unterhielten sich, rauchten. Offensichtlich Pause bei einer Tagung. Welcher?

„Ce-De-eRRe“, sagte einer, ein bisschen verlegen.

Eh?

„Comité de Defensa de la Revolución.“

So was wie eine Nachbarschaftsorganisation, reimte ich mir nach vielen Fragen und mühsam verstandenen Erklärungen zusammen. Und machte mir keinerlei Illusionen: Blockwarte. Ich konnte mir ausmalen, wie bedrückend die sein mussten, gerade weil sie einen jeden kannten, weil sie so viel mitbekamen. Wobei sich's hier im Hotel kaum um die Blockwarte selbst handelte, sondern um deren Führer.

Trotzdem – auch der Funktionär in Santiago redete so mit mir, wie das ein sowjetischer Apparatschik niemals getan hätte. Schwer zu beschreiben, wo der Unterschied lag. Wenn der Kubaner verlegen war, herumdrückte – nun, das kam im angeblich freien Westen auch vor, man merkte es, man kannte das, man konnte es respektieren oder unter Umständen nachbohren. Ein sowjetischer Apparatschik hätte nie zugegeben, etwas zu verschweigen – dass es überhaupt was zu verschweigen gab!

So ein Gefühl stellte sich in Kuba nie ein, niemals – ganz egal, mit wem ich redete. Aber warum? Woran mochte das liegen? An der Mentalität (was immer das sein soll), an der so genannten Kultur?

Möglich. Immerhin befanden wir uns in der westlichen Hemisphäre, in der Karibik. Könnte es sein, dass sich das auch auf den real praktizierten Kommunismus auswirkte? Aber das war ein Gedanke, so ketzerisch, dass ich ihn nicht weiter verfolgte.

Andererseits lag die Revolution in Kuba nicht gar so lange zurück – gerade einmal vierunddreißig, fünfunddreißig Jahre. Ich selbst wär' damals acht oder neun gewesen. Wer damals zwanzig war, also sehr bewusst mitbekam, was sich abspielte, der oder die wäre nun Mitte Fünfzig. Die Erinnerung lebte.

Und – was hatte sich abgespielt?

Massenerschießungen, sagen die einen. Die sitzen allerdings schön angenehm im Trockenen, Exilkubaner in Florida. Mehrere Hunderttausend erschossen, behaupten sie.

Dreihundert, sagen andere, keineswegs bloß kubanische Propagandisten, sondern angesehene westliche Autoritäten.

Politische Gefangene? Solche gab's, keine Frage, auch damals als wir dort waren, *el período especial*. Aber wie viele? Die Angaben klafften wild auseinander, sinnlos über Zahlen zu sprechen. Folter gab's ebenfalls. Eben ein kommunistisches Regime. Aber in welchem Umfang? Wie oft?

Natürlich kann man sagen, dass jeder einzelne Gefangene, jedes Opfer von Folter schon zu viel sei. Menschenrechte. Die müssen unteilbar sein. Bloß – wie war das dann mit Chile? Mit all den Diktaturen, die dem „Westen“ zugerechnet wurden? Da war man bei weitem nicht so zimperlich, am allerwenigsten die Amerikaner.

„I know he's a bitch“, konnte es noch vom scheußlichsten Diktator heißen, „but he's *our* bitch.“

Die Zahlen. *Eine* Eindeutigkeit gab's immerhin. Ganz egal, welche Statistik ich heranzog, stets lag Kuba im Spitzenfeld, was den Anteil der Personen betraf, welche im Gefängnis saßen. Schlimm. Aber ebenso regelmäßig wurde es übertroffen von – den USA. Dort gab's manchen Erhebungen zufolge fast schon 1000 Gefangene pro 100.000 Einwohnern: fast ein Prozent.

Birnen und Äpfel, Freundchen (mein Kollege aus Innsbruck). In Amerika sind's Strafgefangene, rechtmäßig verurteilt, *due process* und so.

Mag sein (erwidere ich im Geiste). Aber wie soll man das erklären, dass die Schwarzen in den USA 13 Prozent der Bevölkerung ausmachen, aber 40 Prozent der Gefangenen stellen? Die Weißen hingegen 64 Prozent der Bevölkerung, 39 Prozent der Insassen? Sicher, jedes Mal gab's ein ordentliches Gerichtsverfahren. Aber wie soll man einer schwarzen Mutter in den Südstaaten weismachen, es handle sich *nicht* um rassistische Urteile, folglich um politische?

Traust du den kubanischen Angaben? (Wieder mein Kollege.) Die fälschen doch die Statistiken, wie sie's brauchen. Das kennen wir doch.

Da musste ich schweigen. Möglich, ja. Wissen tun wir's nicht.

Aber selbst wenn (dreht sich das Werkel in meinem Hirn weiter), selbst wenn – dann bleibt immer noch der Augenschein: im Hotel, am Strand, in den Straßen von Holguín, in Santiago, Trinidad und Havanna. Letztlich, so glaube ich, wenn man die Revolution beurteilen will, letztlich muss es doch um die Menschen gehen, die Masse der Menschen, durchschnittliche Menschen, ihr alltägliches Leben. Ihre Lebensqualität.

He! (Einwand). Was ist mit der Freiheit?

Ja (wieder ich selbst). Das posaunen sie im Westen dauernd hinaus: *liberty, liberty, liberty*. „Give me liberty or give me death.“ Wenn ein Staat als „frei“ gilt, dann ist alles okay. Beim kleinsten Anflug von Rot ist er des Teufels. Siehe Nicaragua.

Von der Freiheit kann man nicht leben. Zur Lebensqualität gehört mehr: ein gewisses Maß an Wohlstand zum Beispiel. Anständiger Lohn, anständige Arbeitsbedingungen. Anständige Wohnungen, leistbare Miete. Sicherheit: Rechtssicherheit, faire Behandlung; Sicherheit auf der Straße, in der Nacht. Sicherheit, dass ich nicht in der Gosse ende, wenn ich krank bin oder zu alt um zu arbeiten.

Was noch? Nun ja, Schönheit wird auch dazu gehören, Freude, Lachen und Feiern. Übermut und ein bisschen Verschwendung. Freiheit, mit einem Wort. Die gehört ebenso zu dem Bündel, welches die Lebensqualität ausmacht, keine Frage. Aber eben nicht nur. Ein Faktor unter anderen, weder der einzige noch der wichtigste.

Und wie ist's den Menschen hier in Kuba ergangen, nach der Revolution? (Das frag' ich mich jetzt selber.) Besser als vorher?

Ja, das glaube ich schon. Natürlich kann man ihre Lebensqualität nicht vergleichen mit unserer in Österreich, oder in Westeuropa generell. Aber darum geht's nicht.

Deshalb erschreckte auch die Vorstellung, das kubanische Regime würde zusammenbrechen. Das schien ja bloß eine Frage der Zeit zu sein, damals. Lange konnte es so nicht weitergehen. Aber was dann? Wenn die Exilkubaner zurückkamen? Die Zuckerrohrplantagen übernahmen, die Tabakfabriken?

Pardon wurde keiner gegeben, das wussten wir seit dem Ende der DDR. Kein Sonderweg, keine Ausnahmeregelung. Das Regime der freien Marktwirtschaft war unerbittlich. Wenn die einmal kam – die Menschen in Kuba konnten einem bloß leid tun.

Während eines unserer Ausflüge blieb der Reisebus in einer engen Straße hinter einem Lastwagen stecken. Es handelte sich um die Müllabfuhr, wie wir entdeckten. Die Arbeiter – durchwegs schwarz – nahmen die Säcke am Gehsteig auf, große, prall gefüllte Säcke, warfen sie einander zu, bis sie bei den Männern droben auf der Ladefläche landeten. Sie taten's rhythmisch, als folgten sie einer unhörbaren Musik, wir begannen unsere Füße im Rhythmus zu bewegen, die Männer droben auf dem Lastwagen fingen die

Säcke mit artistischer Sicherheit auf, geschmeidige Bewegungen, stapelten sie geschickt aufeinander. Sie schienen Freude daran zu haben wie's lief, an den runden, geläufigen Bewegungen, an der inneren Musik.

Die zählen zu den besten Verdienern auf Kuba, erklärte uns der Führer.

So soll's ja auch sein. Ist eine harte, schmutzige, ungeliebte Arbeit. Aber trotzdem notwendig, höchst notwendig sogar.

Wahrscheinlich gehört auch das zur Lebensqualität (dachte ich): die Anerkennung. Die Hochschätzung. Aufrecht gehen zu dürfen. Aber woher kommt dieser Gang? Von der Freiheit? Auch, ja. Aber vor allem wohl von der Sicherheit. Wenn ich sicher bin, abgesichert, kann ich den anderen Menschen in die Augen schauen, sogar dem Chef. Ich muss nicht lieben. Das machte *auch* unsere Freiheit in Österreich aus, für uns durchschnittliche Lohnverdiener: die soziale Absicherung. Ich hatte das am eigenen Leib erfahren, als Lehrer.

Und (meldet sich meine Kollege schon wieder), was ist mit der Bettelei am Strand, mein Freund? Mit der Prostitution?

Als wir in Trinidad durch das alte Zentrum mit seinen wunderschönen Kolonialhäusern geführt wurden, Weltkulturerbe, da schwärmten die bettelnden Kinder um unsere Füße, sodass wir kaum noch weiterkamen. Und das Mädchen im Bus –

Das Ringenspiel meiner Gedanken drehte sich weiter: Drahdwaberl. –

Jemand aus unserer Gruppe hatte eine neue Bekanntschaft gemacht. Wir sollten sie ebenfalls besuchen, unbedingt! Also machten wir uns eines Nachmittags auf den Weg: den Strand entlang, durch einen klein Hain, wo ein armseliges Rinnsal durch den rötlichen Sand zum Strand hinunter tröpfelte, und dann weiter, von den neuen touristischen Bauten weg, bis nur noch vereinzelte Häuschen zwischen saftig grünen Büschen standen.

Wir kamen zu einem dieser Häuschen direkt am Strand, überwuchert bis zum Dach hinauf, knallig orangefarbige Blüten leuchteten aus den dichten Blättern. Die Hausfrau erwartete uns bereits.

„Fish, fish, fish!“

Taïde, hieß sie. Ihr Mann fuhr auf einem Fischerboot. *El capitán*, nannte sie ihn.

Wir saßen an einem Tisch vor dem Haus. Das Meer erstreckte sich glatt und grau nach Norden, bis an den Horizont hinaus.

Fish, fish, fish. Taïde lehnte im Fenster und schaute uns beim Essen zu, leuchtende große Augen und weiß blitzende Zähne. Sie genoss ihre Gäste, ihren Appetit, unverhohlen und unübersehbar. El capitán ließ sich auch kurz blicken, wechselte ein paar Worte, aber er schien eher nachsichtig zu lächeln über seine Frau und über diese Touristen da. Wir hatten ihr natürlich etwas mitgebracht, Seife und Toiletteartikel. Geld anzubieten hätten wir uns nicht getraut, nie im Leben, aber wahrscheinlich bedeuteten ihr die Sachen ohnehin mehr. Womöglich waren die nicht einmal für *dollares* leicht zu ergattern.

Wurde die Küste hier kontrolliert, überwacht?

Sie zuckte nur mit den Achseln. Es gab einen Scheinwerfer, ja, und draußen fuhr ab und zu ein Patrouillenboot der Küstenwache.

Wunderbares kleines Häuschen!

Aber weitere Anlagen für den Tourismus waren geplant, hier entlang der Küste.

Und dann?

Sie würden eine Wohnung bekommen, irgendwo.

Was mir ins Herz schnitt. Taïde und der Kapitän in irgendeinem dieser seelenlosen Plattenbauten? Taïde schien's mit unzerstörbarer guter Laune hinzunehmen. Sie strahlte auch noch beim Abschied.

„Fish, fish, fish...“

Am nächsten Vormittag kam Laura ins Hotelzimmer, während ich noch auf dem Balkon arbeitete.

„Was ist?“

Am Strand hatten sie zwei schwarze Burschen angesprochen, sehr schüchtern und höflich, keine „pss–pss, are you my frie-end“ Bettler. Sie seien Boxer, machten sie sich mühsam verständlich, trainierten eifrig. Aber es fehlte ihnen an Bandagen, Salben, Seife und dergleichen.

Laura sammelte zusammen, was ihr geeignet erschien, bei uns selbst und dann bei unseren Freunden.

Am nächsten Morgen traf sie die beiden wieder. Sie konnten's kaum fassen, was sie da bekamen, konnten sich kaum beruhigen. Später am Tag kam der eine zurück und suchte Laura unter all den Leuten am Strand. Ein bulliger junger Mann, tiefschwarz, bedrohlicher Bizeps. Er hielt eine dünne goldene Halskette in der Hand, daran hing eine zierliche Figur. Geschenk für Laura. Als Dank.

Sie erschrak.

„Sag ihm, das geht nicht“, wandte sie sich an mich. „Das ist womöglich ein Geschenk von seiner Mutter.“

Ich übersetzte, so gut ich konnte (eher: so schlecht ich konnte).

„Sag ihm, er darf das nie, nie, niemals tun. Schärf ihm das ein! Der nächste Tourist nimmt das Kettchen womöglich. Nie, nie, nie!“

„¡Nunca, nunca, nunca!“

Der junge Mann: hin und her gerissen zwischen Rührung und mühsam bewahrter Würde. Am liebsten hätte er Laura wohl als Tante adoptiert.

An unserem letzten Nachmittag kamen wir am Strand mit einem kleinen, drahtigen Mann ins Gespräch. Er wohnte in Holguín, erfuhren wir. Ein Arbeiter, *trabajador*, wie er uns stolz erklärte.

Und was arbeitete er?

„Soy tornero.“

Ein Dreher also. Das heißt, er bediente eine Drehmaschine. Auf solchen werden zylindrische Teile fabriziert, Achsen und Wellen zum Beispiel, aber auch Gewinde. Das bedurfte einiger Ausbildung und Fachkenntnis.

Außerdem, so erzählte er im Laufe des Gesprächs, hatte er in der Armee gedient. Auch darauf schien er stolz zu sein.

Nun zierten einschlägig martialischen Plakate ebenso die Straßen wie andere Parolen, und viele der Lastwagen, die noch unterwegs waren, schauten militärisch aus. Durchwegs sowjetische Typen, versteht sich. Aber dies war mir schon in der Sowjetunion aufgefallen: offenbar verwendeten auch zivile Betriebe und Behörden solche Fahrzeuge, vermutlich weil's billiger kam. Ansonsten sah man nicht viel von den Streitkräften, sehr im Unterschied zum ehemaligen Ostblock, wo's von Uniformen, Kraftfahrzeugen und Panzern nur so wimmelte.

Vom kubanischen Militär wusste ich so gut wie nichts, den *Fuerzas Armadas Revolucionarias*: Stärke, Gliederung, Ausrüstung, Rekrutierung, Doktrin. Ich nahm an, dass die Streitkräfte ziemlich groß waren, immerhin fühlte sich das Regime ja durch die USA bedroht – nicht ganz zu Unrecht, wie man zugestehen musste, seit der Invasion in der Schweinebucht. Obwohl das inzwischen lange her war, dreißig Jahre, hochstilisiert zur Heldenlegende.

Im Westen galt Kuba nicht zuletzt deshalb als Bösewicht, weil es Truppen nach Afrika entsandt hatte, in die letzten nach-kolonialen Kriege in

Angola und Mozambique. Dort hatten sich die Kubaner einen gewissen Ruf erworben, als effizient aber auch brutal. Dass sie solcherart den ebenso effizienten südafrikanischen Truppen und den ebenso brutalen weißen Söldnern die Stirn boten, das machte die Sache womöglich noch verwerflicher – wie gesagt, im Westen.

Unser *tornero* hatte selbst in Angola gekämpft.

Wirklich? In Angola?

Ja ja, nickte er.

Hart, was?

Sehr hart. Aber gute Kameraden. Sehr, sehr hart.

„La revolución“, erklärte er mir treuherzig.

Offenbar glaubte er wirklich dran, aber ganz ohne bombastisches Getue. Als wir uns verabschiedeten, winkte er uns noch lange nach, ein kleiner, zäher Mann auf seinem Handtuch am Strand von Guardalavacca.

Am nächsten Tag führte uns der Bus zum Flughafen von Holguín. Die übliche Prozedur: Check-in, Passkontrolle, *departure lounge*, warten. Jenseits des Asphalts der Landebahn machte ich gewölbte Betonunterstände aus. Militärisch, wie ich sofort erkannte. Und tatsächlich – weiter hinten stand ein Kampfflugzeug im Freien und wurde gewartet. Eine MIG-21.

Das war Technologie der Sechziger Jahre. Würde sie heute noch nützen, sollten die USA wirklich einen neuen Überfall planen? Ganz so abwegig war das nicht. Die Schutzmacht Kubas war zerfallen, doch die Feindschaft des nördlichen Nachbarn bestand weiter. Und es gab ja nicht nur die Schweinebucht. Es gab auch die Dominikanische Republik, da hatten die Amerikaner ebenfalls schon interveniert. Und in Grenada. Und in Panama.

Wie schaute die Zukunft aus? Was stellten sich die Kubaner vor? So, wie's nun lief, konnte sich das Regime nicht lange halten. Das konnte ich mir nicht vorstellen. Der Bolschewismus war zusammengekracht, von Taschkent und Baku bis nach Potsdam und Bratislava. Genau so – dachte ich damals – würde er hier zusammenkrachen.

Was dann? Dann kam alles wieder zurück: die Großgrundbesitzer, die Konzerne, die Mafia. Drogen und Prostitution. *Chabolas*, Slums, wie überall in der Karibik, in Mittelamerika. Die Menschen, die Masse der Menschen – ja, sie würden wieder arm sein, elend. Aber es ging nicht nur darum. Das Elend würde sie wieder demütigen. Genau dieser Ausdruck kam mir in den Sinn. Dabei gäb's hier eine Alternative, davon war ich nun überzeugt

(obwohl ich's später nie aussprach, es klang so links-idealistisch weltfremd). Hier, in Kuba, mit diesen Menschen hätte eine Art von demokratischem Sozialismus funktionieren können. Warum sprangen europäische Staaten nicht ein, solche mit sozialdemokratischen Regierungen? Handelsbeziehungen, Kredite, Hilfe beim Strukturwandel plus ein wenig politische Überredung, hin zu mehr Menschenrechten und so. Hier hätte das funktionieren können.

Aber natürlich – es durfte nicht sein. Stellen Sie sich bloß vor: die Auswirkungen! In ganz Lateinamerika!

Nein. Unmöglich.

Es ging los: eine langsame Schlange am *gate*, welches aber bloß eine einfache Tür darstellte direkt aufs Rollfeld hinaus. Wir gingen über den Asphalt zu unserer Maschine, die Gangway hinauf, schlängelten uns durch den Mittelgang zu unseren Sitzen. Das Flugzeug war neu, sauber, hell – makellos. Wie wir's gewohnt waren, wie wir's nachgerade erwarteten.